

MATHIAS BERG

**Die
Kriminalistinnen**

Acht Schüsse im Schnee

KRIMINALROMAN

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: arcangel.com/Aimee Marie Lewis

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von finken & bumiller | buchgestaltung und grafikdesign

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7408-1685-8

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch
die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für Steph. All my love.

I am out with lanterns looking for myself.

Emily Dickinson

Teil 1

Andere Herren

Freitag, 27. Februar 1970

Der Himmel über dem Friedhof war bleistiftgrau und schwer. Ich stand mit meinen Kolleginnen von der Kripo auf dem Düsseldorfer Zentralfriedhof und war für einen Augenblick von einer Bewegung abgelenkt. Einem Schatten. Mein Blick wanderte über die Reihen der schwarz gekleideten Menschen, der uniformierten Schultern und gesenkten Köpfe zu dem ausgehobenen Grab. Zu dem Pfarrer mit der roten Nase, der beim Sprechen Wolken ausspuckte, und zu den Sargträgern und Friedhofsgärtnern, die in ihre Fäuste pusteten. Von dort schweifte mein Blick weiter über die Reihen der Grabsteine, die wie alte Zähne in der Erde steckten, zu den unteren Zweigen einer Tanne. Und während ich den Sermon des Pfarrers nur noch entfernt wahrnahm, entdeckte ich dort drei Krähen.

Große Tiere. Schwarz und unheimlich. Todesboten. Unglücksbringer.

Mit ihrem glänzenden Gefieder und ihren spitzen Schnäbeln standen sie dicht beieinander, hüpfen auf der Stelle und blickten in unsere Richtung. Legten ihre Köpfe schief, als wollten sie sagen: Den beerdigt ihr hier? So einer war das?

Die drei Krähen taten so, als sei das mühsame Auffinden von Nahrung in diesen kalten Tagen ihre einzige Beschäftigung. Aber ich glaubte ihnen nicht. Selbst Krähen gegenüber war ich nach meinem ersten Jahr als angehende Kriminalwachtmeisterin misstrauisch geworden.

Ihr führt doch was im Schilde, wie ihr da zusammensteht.

Es war an dem Tag wieder knapp über null Grad, und ich spürte meine Zehen nicht mehr. Auch mein Herz war kalt, denn ich stand am Grab eines Menschen, für den ich nichts empfand, und heuchelte Ergriffenheit. In mir war nur eine Erinnerung an einen alten tiefen Schmerz, und der galt meiner Mutter, die vor

über zehn Jahren vor meinen Augen zu Tode gekommen war. Aber für die Person, die an diesem Februartag beerdigt wurde, war nichts da, und ich schämte mich, weil ich mir gefühllos vorkam.

Jürgen Potthoff war allein gestorben. Er hatte es so gewollt.

Niemand aus dem Präsidium hatte Potthoff in den letzten Monaten seines Lebens mehr besuchen dürfen. Aber sie erzählten sich, es gäbe ein Foto von ihm, wie er auf dem Sterbebett lag und aussah wie eine reife Pflaume, die auf dem Fensterbrett in der sengenden Sonne vergessen worden war. Klein und zusammengeschrumpelt. Auf einem weißen Bettuch, in seitlicher Lage, wie ein Embryo. Alle Kraft und Energie herausgepresst, in einem langen, ermüdenden Prozess, der unumkehrbar war. Und das musste das Schlimmste für Potthoff gewesen sein, für diesen zähen und unerbittlichen Leiter der Mordkommission, der seine Untergebenen streng ausbildete und nichts dem Zufall überließ. Er musste jegliche Kontrolle abgeben. Sein eiserner Wille brachte ihm gar nichts. Der Krebs hatte sich wie ein Parasit in seinen Körper eingenistet und ihn aufgefressen. Bauchspeicheldrüsenkrebs.

Potthoff hatte nur noch ein knappes halbes Jahr gehabt, und als ich vergangenen Sommer mit ihm in der Mordkommission gearbeitet hatte, wusste er es bereits. Er hatte es mir an meinem letzten Tag zugeflüstert, als sei es ein Abschiedsgeschenk. Eine Losung. Als würde es rückwirkend die Dinge in ein anderes Licht stellen. Aber das tat es nicht. Ich hatte die Zeichen bemerkt, aber für mich behalten. Vor einer Woche war Potthoff also gestorben. Allein. In dem Moment, als seine Frau aus dem Sterbezimmer ging, um die Schnittblumen wegzuwerfen, die er nicht mehr sehen wollte. So erzählten sie es sich.

»Wahre Helden«, sagten die Männer, »sterben allein.«

Wir sechs Frauen standen frierend in einer Reihe, eng beieinander, die sechs Kriminalistinnen in Ausbildung vom Polizeipräsidium Düsseldorf. Ich in der Mitte, mit einem dunkel gemusterten Kopftuch auf dem blonden Schopf und in dem hellen Wintermantel, den ich mir geleistet hatte. Links von mir

Ruth, mit streng aus dem Gesicht gekämmten dunklen Haaren, in einem aschefarbenen Mantel, und daneben Mieze, deren rote Locken so lebendig leuchteten, dass es fast unanständig war. Rechts von mir, Schulter an Schulter, stand Lilli, in einen großen Schal gehüllt, mit der ich gerade im Sittendezernat arbeitete, und daneben die große Renate, die sich eine schwarze Baskenmütze tief ins Gesicht gezogen hatte. Am rechten äußeren Rand stand Petra, die Älteste von uns, mit einem Damenhut mit Schleier auf dem Kopf wie bei einer Hollywoodbeerdigung, worüber wir uns bereits auf dem Weg lustig gemacht hatten.

Ein helles Glöckchen erklang.

Die vier Sargträger ließen den glänzenden schwarzen Sarg an den Bändern langsam in die Erde nieder. Ein Schluchzen ertönte, während der Pfarrer einen Segen sprach. Potthoff hatte Glück, dass sie ihn heute beisetzen konnten. Der Boden war durch den lang anhaltenden schneereichen Winter so gefroren gewesen, dass sie nur mit größter Mühe und unter Einsatz eines Baggers ein Loch ausheben konnten. Kurz war überlegt worden, seinen letzten Willen zu ignorieren und ihn einzuäschern, aber seine Frau hatte eisern an dem Wunsch festgehalten. Es sollte genau so sein, wie er es befohlen hatte. Selbst über den Tod hinaus reichte sein langer Arm.

Ruth knuffte mich in die Seite. Ein Mann mit langen weißen Haaren, die er in einem Pferdeschwanz trug, trat in einem schwarzen Mantel aus der Menge hervor, stellte sich neben das Grab, klemmte eine Geige unter sein Kinn und begann eine traurige Melodie zu spielen.

»Das auch noch«, flüsterte Ruth mir zu und verdrehte die Augen.

»Den Geiger bestellen sie für jede Beerdigung, kostet fünf- undzwanzig Mark«, raunte ich ihr zu. »Elke hat es mir verraten. Ist ein ehemaliger Polizist. Ist über einen Mordfall verrückt geworden. Jetzt spielt er nur noch Geige.«

»Das werde ich überprüfen«, erwiderte Ruth.

»Schschscht«, machte Lilli und strafte uns mit Blicken, zog ein weißes Taschentuch hervor und tupfte sich die Nase.

Ich blickte über die Reihen der Trauernden vor mir und lauschte der Melodie, die der Geiger spielte, und da öffnete sich in mir eine Tür, und eine alte Trauer kam wie eine Welle angerollt. Ich schluckte hohl, starrte zu Boden, und mit einem Mal war ich bei der Beerdigung meiner Mutter vor elf Jahren.

»Das ist zu groß für dich«, hatte Tante Hedwig, Mutters ältere Schwester, am Morgen der Beerdigung zu mir gesagt, als ich in einem schwarzen Kleid meiner Mutter in die Küche kam, das ich unten mit der Schere abgeschnitten hatte, weil es zu lang war. Das Kleid, das mein Vater mir besorgt hatte, wollte ich nicht anziehen, weil mich der Stoff kratzte.

»Du bleibst besser zu Hause«, sagte Hedwig in strengem Ton und mit missbilligendem Blick auf das Kleid und murmelte ein »leeve Jott« auf Kölsch hinterher. Da schrie ich los, dass meinem Vater angst und bange wurde.

»Lass das Kind in Ruhe, es ist schon schlimm genug«, flehte er, am Ende seiner Kräfte, von tiefer Traurigkeit beschattet, die ihn nie wieder verlassen sollte, außer wenn er trank und mit dem Phantasiebild meiner Mutter in der Küche tanzte und gegen Tisch und Stühle rumpelte. Und er trank und tanzte oft.

Ich brüllte Tante Hedwig an, dass sie mir gar nichts zu sagen hätte, und begann mit Fäusten auf sie einzuschlagen, und sie hob nur abwehrend die Hand und kreischte, und mein Bruder Henning ging dazwischen und schlug mir auf die Finger, und dann war Ruhe, und alle sahen sich betroffen an.

»Lucia kommt mit zur Beerdigung, und damit Schluss«, sprach mein Vater ein Machtwort und stampfte mit seinem gesunden Bein auf.

Mutters Beerdigung auf dem Friedhof Segeroth in Essen war ein einziges Geheule, mit einer großen Traube Menschen, die hinter uns gingen. Die Sargträger waren Kumpel meines Vaters, kräftige Jungs, die den Sarg schulterten. Vater humpelte, wir Kinder folgten. Henning neben mir, er hatte seine Mütze abgenommen und knibbelte mit den Fingern an deren Innenseite. Ich setzte einen Schritt vor den anderen und presste die Zähne aufeinander. Ich war mir sicher, dass meine Mutter woanders

war, aber mit Sicherheit nicht in dieser dämlichen Holzkiste, hinter der wir herschritten. Wut packte mich, Schimpfwörter fluteten mein Hirn, weil ich nicht glauben wollte, dass sie tot war. Mein Vater stolperte und fiel der Länge nach hin. Ein Raunen ging durch die Trauergemeinde, und wir wollten ihm aufhelfen.

»Legt mich doch zu ihr«, flüsterte er.

Er hatte seinen rechten Unterschenkel im Krieg verloren. Meine Mutter, ein kölsches Mädchen, war während des Kriegs ins Ruhrgebiet geflüchtet, und dort hatten die beiden sich kennengelernt. Verliebt. Verlobt. Verheiratet. Er arbeitete in der Zeche als Aufzugführer, mein Bruder folgte ihm später und schuftete unter Tage bei zweiundvierzig Grad. Ein begehrter Arbeitsplatz mit einer ordentlichen Bezahlung im jungen Nachkriegsdeutschland.

In dem Moment wurde mir schlagartig bewusst, dass ich meinen Vater auch noch verlieren könnte, und das durfte nicht sein.

»Wir dürfen jetzt nicht aufgeben«, presste ich unter Tränen hervor, die mir die Wangen herunterliefen. »Mama würde uns auslachen, wie wir hier am Boden liegen.«

Das wirkte.

»Recht haste«, sagte er leise, und stumme Tränen liefen sein Gesicht hinab. Wir packten ihn unter der Achsel und zogen ihn hoch. Vater legte seine schwere Hand auf meinen Kopf. »Kommt«, sagte er mit brüchiger Stimme, »geben wir eurer Mutter das letzte Geleit.«

Tränen fluteten meine Augen, und ich sah den Friedhofsboden nicht mehr scharf. Der Geiger spielte die letzten Töne für Potthoff, und ich blickte durch den Tränenschleier auf die Gestalt, die da plötzlich neben seinem Grab stand. Bildschön. Makellos. Mama. Sie trug das dunkelblaue Sommerkleid mit den weißen Punkten, wie auf dem Foto, das auf meinem Nachtschisch stand. Die Haare schön frisiert und taftfixiert, die Lippen rot. Sie sah mich mitleidig an, und ich hörte ihre helle Stimme in meinem Ohr.

Ach, Kind, nun mach es dir doch nicht so schwer. Kümmere dich lieber mal um die Wahrheit.

Ich blinzelte die Tränen in meinen Augen weg, blickte schnell zu Ruth neben mir, aber die hatte offenbar nichts mitbekommen. Auch Lilli wirkte in Gedanken versunken, und ich sah wieder nach vorne, aber meine Mutter war verschwunden. Der Geiger schloss den Geigenkasten und klopfte sich die Schneeflocken vom Mantel.

»War's das?«, fragte Ruth neben mir, und ich hörte die Ungeduld in ihrer Stimme. »Mir ist kalt.«

»Ich denke schon. Reicht jetzt auch«, sagte ich und zurrte mein Kopftuch fester.

Die Frau von Potthoff warf mit einer Schaufel Erde auf den Sarg, ging in die Knie, und ihr Sohn stand neben ihr, legte seinen Kopf auf ihre bebenden Schultern.

»So eine Beerdigung ist etwas Furchtbares«, flüsterte Lilli.

Nach und nach gingen die Trauergäste in der ersten Reihe zu der Witwe, kondolierten und liefen im Gänsemarsch in Richtung Ausgang.

»Müssen wir auch kondolieren?«, fragte Lilli.

»Nein, wir waren mit dabei. Das ist genug«, meinte ich.

»Es wird Zeit für den Leichenschmaus«, raunte Petra uns vom Rand zu und deutete mit ihrer Hand eine Trinkbewegung an.

»Ach, die Garbo kann ja sprechen«, meinte Ruth süffisant, und Petra streckte ihr die Zunge heraus.

»Lasst uns gehen, ich brauch 'nen Schnaps«, seufzte Mieke, »solche Sachen gehen mir immer an die Nieren.« Sie hob den Kopf und sah in den Himmel. »Geht dieser Winter nie zu Ende? Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass ich in drei Monaten in einem weißen Kleid heiraten soll.«

»Unvorstellbar. Beides«, meinte Renate. »Überleg dir das gut mit der Ehe. Gefängnis mit drei Buchstaben«, raunte sie ihr zu und spähte zu Petra, die sie strafend ansah.

Wir wandten uns bereits zum Gehen, als ich bemerkte, dass mir jemand unauffällig zuwinkte und auf mich zukam.

»Da ist Otto«, meinte ich, und die anderen blieben kurz stehen und sahen sich um.

Ruth sah den Kollegen Otto Hagedorn mit einem finsternen

Blick an. »Lasst uns gehen«, sagte sie mürrisch und ging mit den anderen weiter.

Ich blieb als Einzige stehen. Otto kam in einem beigefarbenen Trenchcoat mit extrabreitem Revers auf mich zu, zog seine rechte Hand aus der Manteltasche und reichte sie mir.

»Möchtest du noch mit mir sprechen?«

»Hallo, Otto«, erwiderte ich und schüttelte seine Hand. Sie war warm.

»Du siehst aus wie ein Filmstar, mit diesem Kopftuch über den blondierten Haaren und dem hellen Mantel.«

»Ja, die Kollegen nennen mich bereits scherzhaft die Denöff vom Rhein«, erzählte ich mit einem Lächeln.

»Dir geht's gut, das freut mich. Sag mal, was ich mich immer mal wieder gefragt habe: Hat sich in der Mordsache Nadja Christensen eigentlich noch mal was getan?«

»Nein, der Fall wurde geschlossen. Ungelöst. Wie ist es in Köln?«, fragte ich.

»Wilder Westen. Es ist wie Klein-Chicago am Rhein. Diebstahl, Erpressung, Mord. Wir haben alle Hände voll zu tun und könnten Verstärkung gut gebrauchen.« Er sah mich auffordernd an. Otto war im vergangenen Sommer nach Köln versetzt und befördert worden.

»Gemach. Erst mal muss ich die Ausbildung abschließen. Hier in der Hauptstadt geht es doch gepflegter zu.«

»Wo bist du gerade?«

»Bei der Sitte.«

Er deutete mir an, dass wir den Trauermarschierenden folgen sollten. »Kommst du klar? Ich meine, mit den Kollegen?«

Wir gingen nebeneinanderher, und ich zog ein Eukalyptusbonbon aus meiner Manteltasche. »Es gibt Kollegen, die sich darüber lustig machen, dass meine Dienstwaffe in meiner Handtasche zwischen Lippenstiften und Tampons liegt. Solche Kollegen werden wir sehr lange noch ertragen müssen. Und Kollege Potthoff war ein Paradebeispiel dafür. Aber das hat sich ja jetzt erledigt.«

»Potthoff war nicht verkehrt«, setzte Otto an, und es klang

wie eine Verteidigung. »Aber seine Methoden waren fragwürdig. Ich habe darüber nachgedacht. Falls ich einen Fehler gemacht habe, so tut es mir leid, Lucia.«

Ich rollte das Bonbon aus dem knisternden Papier und steckte es mir in den Mund. Schob es von links nach rechts, um Zeit zu schinden. Es schlug gegen meine Zähne, und ich ließ einen Moment verstreichen, während der Schnee unter unseren Schuhen knirschte.

»Danke, Otto, aber wir müssen nach vorne schauen, nicht nach hinten.«

Otto nickte. »Wenn du mal Hilfe brauchst, meine Tür steht offen.«

Ich nehme dich beim Wort.

Wir blieben stehen. Ich ahnte, dass es ihm auf den Lippen lag zu fragen, wie es Ruth ginge, die ihm die kalte Schulter zeigte. In solchen Dingen konnte sie unerbittlich sein. Otto liebte Ruth, das wusste ich wohl.

Frag mich jetzt nicht, Otto, bitte nicht. Lass es sein.

Er holte Luft, um etwas zu sagen, aber schloss seinen Mund wieder. »Ich muss los.« Er reichte mir zum Abschied die Hand. »Viel Erfolg, Lucia.«

»Dir auch«, erwiderte ich und lief meinen Kolleginnen hinterher.

»Was wollte er?«, fragte Ruth streng, während wir zum Parkplatz gingen.

»Nur Hallo sagen«, erwiderte ich. »Mehr nicht.«

Ruth stieß abfällig die Luft aus. »Heuchler«, keuchte sie.

Ich bin ja selbst keinen Deut besser.

Von wegen, nie in die Vergangenheit blicken, nur nach vorne. Lachhaft war das. Ich fasste mir ein Herz und fragte Ruth.

»Ich brauche deine Hilfe. Könntest du mich mit Johannes Wegener bekannt machen?«

Ruth blieb abrupt stehen und schaute mich mit großen Augen an. »Mit unserem Kriminalpsychologen? Gefällt er dir?« Sie sah sich nach ihm um. Er ging einige Meter von uns entfernt, in einem edlen dunkelblauen Mantel. Ruth absolvierte gerade ihre

Station in der Mordkommission und hatte ihn bereits kennengelernt.

»Nicht jetzt«, zischte ich.

Ruths Blick war eine Mischung aus Belustigung und Freude. Ich konnte ihre Gedanken lesen: Entwickelst du nach der letzten Schlappe endlich wieder ein Interesse an Männern und bist nicht nur an Büchern, Filmen und Catherine Deneuve interessiert? An Tanzengehen, Martinis und Französischpauken für den Sommerurlaub in Frankreich?

Johannes Wegener war nicht unattraktiv. Ein Mann Anfang dreißig, neu im Polizeipräsidium, mit einem bübischen Lächeln und einem feinen, selbstsicheren Auftreten. Rotblondes Haar. Eine angenehme Ausstrahlung. Ich hatte ihn bei einer Veranstaltung im Foyer des Präsidioms erlebt, wo er einen leidenschaftlichen Vortrag über den aktuellen Stand der Forschung zur Tätermotivation in den USA gehalten hatte.

»Nein, ich will ihn im Fall meiner Mutter wegen eines Täterprofils befragen«, sagte ich kleinlaut. »Vielleicht ergibt sich ein Ansatzpunkt für mich.«

»Bist du dir sicher, dass du dafür bereit bist?« Sie nahm meine Hände und hielt sie fest. »Du musst es wirklich wollen. Es kann schmerzhaft werden. Dessen musst du dir bewusst sein.«

Ich dachte an die Altakte von dem Fall, in der ich letztes Jahr ängstlich geblättert hatte, als seien die Seiten vergiftet gewesen, und an den Moment, als ich die Akte weggelegt hatte. Weil ich mich davor fürchtete, die Details zu erfahren, die Dokumentation ihres Leids, mit Fotos und Berichten, die seit so vielen Jahren geduldig auf Papier standen. Und ich dachte an das Gesicht, das ich letztes Jahr in einem rauschhaften Moment gesehen hatte: das Gesicht des Täters.

»Es wird Zeit, die Wahrheit herauszufinden«, sagte ich und fand, dass ich dabei tapfer klang. Ich hatte nicht den blassesten Schimmer, was auf mich zukäme und was für eine Wahrheit ich aus dem Dunkel ans Licht zerren würde.

Aber ich war bereit, den Weg zu gehen. Ohne Wenn und Aber.

Nach der Beerdigung strömte die Trauergesellschaft in den Trompeter, eine gutbürgerliche Gaststätte, die von der rundlichen Rosi mit strengem, aber liebevollem Regiment geführt wurde und nur wenige Gehminuten vom Präsidium entfernt lag. Für viele Polizisten stellte der Trompeter eine zweite Kantine und Heimat dar, mit Hausmannskost, frisch gezapftem Alt und viel Gesprächsstoff an den blank gewetzten Tischen. Als wir sechs Frauen den Trompeter betraten, ruckten die Köpfe herum. Normalerweise piffen uns ein paar Kollegen zu, und Ruth hob dann stets beschwichtigend die Hand und rief: »Wir kommen in Frieden.«

Aber heute war es anders. Sie nickten uns nur knapp und anerkennend zu. Mit versteinerten Gesichtern.

»Meine Täubchens«, begrüßte Rosi uns mit einem vollen Tablett in der Hand und winkte uns mit der freien Hand zu einem spärlich besetzten Tisch. »Macht mal Platz für die Damen«, forderte sie die Kollegen auf, die sie großäugig anschauten. Wenn eine Frau so mit ihnen umspringen durfte, dann nur Rosi, mit ihrem Herzen aus Gold. An dem Tisch wurden schnell sechs Plätze freigemacht. Toni, der ebenfalls die Ausbildung mit uns absolvierte, saß auch am Tisch. »Italo-Toni«, weil er unübersehbar einen italienischen Vater haben musste, anders ließ sich der südländische Einschlag mit den tiefschwarzen Haaren und den olivgrünen Augen nicht erklären.

»Ciao ragazze. Ultima saluti«, begrüßte Toni uns, als seien wir alle seine Principessas, und ich sah dabei die eifersüchtigen Blicke der Kollegen, wie sie die Augen zu Schlitzen verengten und ihre Blicke sagten: Wie dieser junge Kerl die Damen anflirtet, einfach unverschämt. Toni legte demonstrativ seinen Arm um mich.

»Toni, lass das«, flüsterte ich.

»Was ist los, bella?«

»Die Kollegen gucken schon.«

»Na und?« Er hob sein Bierglas und nickte den anderen zu.

Ich mochte es nicht, wenn Toni sich so männlich plump benahm, weil ich wusste, dass er auch anders sein konnte. Höflich. Freundlich. Witzig. Aber wenn die Kollegen um ihn herum waren, riss er gern billige Witze und machte schlüpfrige Bemerkungen.

»Pass auf, dass du keine Neider provozierst«, flüsterte ich, und er lächelte, strich sich durch seinen dichten Schnäuzer.

»Und wenn schon. Gibt nur eines, Freund oder Feind. Capisci?«

Die Stimmung war gedrückt, und viele saßen still da und starrten in ihr Bier, andere unterhielten sich leise. Immer mehr Kollegen kamen herein, mit stillen Gesichtern, weiß wie Taschentücher, fuhren sich durch die vom Schnee benetzten Haare, schüttelten ihre dunklen Mäntel aus und hängten sie an die Haken. Sie stellten und setzten sich, wo noch Platz war, und warteten in stiller Andacht darauf, dass etwas geschah.

Rosi wusste ihre Gäste zu führen. Sie verteilte Teller mit Frikadellen, Gürkchen, Brot und Senf auf den Tischen und ging anschließend mit einem Tablett voller Schnapsgläser umher und rief: »Vom guten Potthoff für euch. Vor ein paar Monaten war er noch bei mir und hat seinen Leichenschmaus besprochen. Ich soll euch schön grüßen. So jung kommen wir nicht mehr zusammen.« Rosi erhob selbst ein Schnapsglas und blickte einmal in die Runde. Alle starrten sie an. »Er hat mir gesagt, ich soll euch was Starkes ausschenken. Ihr würdet das schon vertragen, ihr Memmen. Auf Potthoff!«

Da war er. Der erste befreiende Lacher.

»Auf Potthoff!«, riefen sie mit donnernden Stimmen und hoben die Gläser, und schon hob sich auch die Stimmung. Der Alkohol entspannte, und als die ersten Anekdoten durch den Raum flogen, kam die gute Laune zurück, ansteckend wie ein glimmendes Feuer. Es wurde gelacht, Tränen wurden aus den Augenwinkeln gewischt. Kollegen standen mit ihren Biergläsern beieinander, die Arme kameradschaftlich um die Schultern

gelegt. In einer Ecke wurde leise ein Lied angestimmt. Renate, die neben mir saß, biss ein großes Stück von einer Frikadelle ab. Das lange Ding hatte immer Hunger und schlang wie ein Hund.

»Kauen nicht vergessen«, raunte ich ihr zu.

Sie schob den Bissen in eine Backentasche. »Ich habe einen Kohldampf, das kannst du dir nicht vorstellen«, erwiderte sie und kaute angestrengt.

Mir war nicht nach Essen. Ich nuckelte an dem zweiten Altbier, das Rosi mir zwinkernd vor die Nase gestellt hatte. Auf mich, die Jüngste in der Truppe, hatte sie ein besonderes Augenmerk, und ich mochte ihre kümmernde, mütterliche Art, weil mir meine eigene Mutter fehlte.

»Hättest du die Tage Zeit für mich?«, fragte ich Mieke, die gegenüber von mir saß.

Sie fuhr durch ihre roten Locken, hob fragend das Kinn und legte den Kopf leicht schief. Senkte die Stimme. »Natürlich. Worum geht's?«

»Die Sache mit meiner Mutter. Gehst du mit mir die Akte durch?«

Beide Augenbrauen schnellten aufgeregt nach oben. »Aber sicher. Wann du willst, jederzeit. Wollen wir uns morgen treffen? Auf Kaffee und Kuchen? Und dann sehen wir uns die Akte an?«

»Abgemacht.«

Ruth stieß mich unter dem Tisch an. Sie rollte mit den Augen und deutete zur Seite. Der Kriminalpsychologe war hereingekommen. Dr. Johannes Wegener. Er zog seinen Wollmantel aus und suchte nach einem freien Haken, sah auf die überquellenden Kleiderhaken und legte den Mantel säuberlich über seinen Unterarm. Mit seinem fein geschnittenen Gesicht und der schmalen Nase hatte er etwas Aristokratisches, das so gar nicht in diese Runde passte. Aber genau das gefiel mir.

»Komm, ich mach euch bekannt«, sagte Ruth. »Jetzt oder nie.«

Ruth und ich erhoben uns von unseren Plätzen und schlän-

gelten uns durch die eng stehende Meute der trinkenden Kollegen. Aus einem Lautsprecher erklang mit einem Mal »Wunder gibt es immer wieder« von Katja Ebstein, und die Ersten hakten sich ein und begannen zu schunkeln.

Wunder gibt es immer wieder.

Wenn sie dir begegnen, musst du sie auch sehen.

Wegener stand etwas verloren da.

»Ach, der feine Herr Wegener kommt auch noch«, witzelte Kollege Müller von der Mord, der neben ihm stand. Ein kleiner, stämmiger Mann mit dicken Backen und schweren Lidern unter spitzen Augenbrauen, die aussahen, als habe ein Kind ein Dach gezeichnet. »Nicht, dass Sie uns hier noch heimlich in den Kopf gucken.« Er lachte dreckig.

»Und was genau sollte ich da bei Ihnen finden, was nicht ohnehin schon alle wissen?«, fragte Wegener zurück und ertotete Lacher und einen anerkennenden Schlag auf die Schulter. Jemand reichte ihm ein volles Bierglas. Er nahm es, prostete der Runde zu und trank es in einem Rutsch aus.

»Hoho, der Herr Doktor hat aber einen Durst«, witzelte Müller weiter.

»Na, läuft die Witzemaschine?«, fragte Ruth. »Da kommt aber heute noch was Besseres heraus.« Sie nickte Müller zu, der sie belämmert anstarrte. »Wird schon werden«, frotzelte Ruth weiter, und der Kollege machte »Pah«. »Kennt ihr den Witz?«, fragte Ruth, und sie riefen: »Erzähl!«

Währenddessen sah ich Dr. Wegener an. An seiner Oberlippe klebte noch Bierschaum, und ich deutete mit meinem Zeigefinger auf meine Lippen. Er war eine Sekunde irritiert, verstand dann und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

»Danke, sehr nett«, sagte er.

»Hallo, ich bin Lucia Specht. Kriminalbeamtin in Ausbildung, eine Kollegin von Ruth Bellroth.«

Er nickte freundlich. »Freut mich. Ich bin Johannes Wegener. Und sag bitte nicht Herr Doktor zu mir. Sag Johannes. Wir sind schließlich Kollegen.«

»Aber sicher, Herr Doktor«, bestätigte ich, und er lachte auf.

Ein Kellner kam mit einem vollen Kranz frisch gezapfter Biere, und ich fischte zwei heraus und gab Johannes eines. Ein Bier konnte ich noch trinken, aber mehr nicht, denn ich hatte später noch eine Schicht zu arbeiten. Die Arbeitszeiten bei der Sitte waren anders als bei der Mordkommission.

Wir stießen an und sahen uns direkt in die Augen. Selten hatte ich jemand gesehen, der ein so offenes und interessiertes Gesicht hatte. Seine Augen waren groß, hatten die Farben von Murmeln, und es schien, als leuchteten sie in mich hinein.

Johannes nahm einen Schluck. »Ist nicht leicht, mit diesem Schlag von Männern zurechtzukommen«, meinte er und sah sich dabei um.

»Wir Frauen kennen das. Da hilft eine Ölhaut, an der alles abperlen kann.«

»Bei mir werden die Männer schnell unsicher, betrachten mich als eine Bedrohung, werden feindselig, weil sie mich nicht einschätzen können. Sie denken, ich hätte qua meiner Ausbildung eine Fähigkeit, die sie enttarnen könnte. Ihre Defizite ans Licht bringen. Ich bin deswegen heute hergekommen, damit sie mich mal kennenlernen und verstehen, dass ich nicht sonderlich anders bin als sie.«

Und ob du anders bist als sie.

»Nun, du bist außerhalb ihres Männerbunds, das erschwert die Sache«, bemerkte ich.

»Gut erkannt«, erwiderte er mit einem anerkennenden Nicken.

Ruth stand plötzlich neben mir und legte ihren Arm um mich. »Na, ihr habt euch schon bekannt gemacht. Johannes, ich wollte dir meine Kollegin Lucia vorstellen.«

»Das hat sie bereits selbst übernommen, sie ist ja schon groß. Nicht wahr?«

Wir lächelten uns an.

Ruths Blick wechselte zwischen uns. »Okay, ich kürze die Sache ab«, meinte sie, und ich erstarrte. Ruths direkte Art wirkte auf manche Personen verstörend oder stieß sie vor den Kopf. Aber Johannes sah uns beide mit einem leicht belustigten Zug

um den Mund an. »Mein Kollegin Lucia könnte in einer Sache einen kriminalpsychologischen Rat brauchen, eine Familienangelegenheit. Ein ungelöster Fall.«

»Ich hätte es nicht schöner ausdrücken können«, murmelte ich und bemerkte, dass mir das Blut in die Wangen schoss. Das war der Moment, in dem ich dringend einen tiefen Zug von einer Zigarette gebraucht hätte.

Johannes taxierte mich, ließ einen Moment verstreichen, bevor er geräuschvoll die Luft durch die Nase einsog. »Heute und hier ist der falsche Ort und der falsche Zeitpunkt«, sagte er, und ich nickte schnell. »Aber wie wäre es Montag zum Mittagessen? Bevor dich deine eigene Courage wieder verlässt.«

Ich lachte unbeholfen. Ruth riss auffordernd die Augen weit auf und kniff mich in den Rücken, ohne dass er es sah. Es tat weh, und ich funkelte sie böse an.

»Ja, das wäre fein, so machen wir es«, sagte ich zu Johannes, und wir drei stießen mit unseren Gläsern an. Ein mulmiges Gefühl beschlich mich in der Magengegend.

»Abgemacht«, bestätigte Johannes. »Gibt's hier auch etwas zu essen? Ich bemerke gerade, dass mir der Alkohol viel zu schnell ins Hirn saust.«

»Ja, Frikadellen«, erklärte ich.

»Komm mit an unseren Tisch, ich stelle dich den anderen Hexen vor«, meinte Ruth und ging vor.

Johannes deutete mir an, dass ich vorgehen möge. Ich bedankte mich und sah ihn über die Schulter noch einmal an. Er lächelte, und ich fand, dass er ausgesprochen charmant war.

Aber da war etwas in seinem Blick, das ich nicht deuten konnte.

Eine Kleinigkeit, die mich irritierte. Ich hatte das Gefühl, dass es da ein Geheimnis gab, das er sorgfältig umschiffte. Weglächelte. Überstrahlte. Das er hinter seinem Lächeln verbarg.

Es war kurz vor zweiundzwanzig Uhr an diesem Freitagabend. Als wir den Laden in der Altstadt betraten, schmeckte ich immer noch den Kaffee auf meiner Zunge, den wir bei Dienstbeginn getrunken hatten. Lilli und ich hatten uns schick gemacht, trugen beide einen kurzen Wildledermini und hübsche Stiefel sowie dünne Rollis dazu, mit Metallschmuck an den Ohren, und wirkten wie fröhliche, gut gelaunte junge Menschen, die ausgehen und Spaß haben wollten.

Aber das waren wir nicht.

Wir waren die, die den anderen den Spaß versauten und ihnen in die Suppe spuckten. Ihnen Ärger machten.

Der Laden war ein Tanzlokal, in dem sich vor allem junge Menschen unter zwanzig tummelten. Ein in die Jahre gekommener Beatschuppen mit schwarz getünchten Wänden, einer Spiegeldecke und einer Tanzfläche in der Mitte des Raumes, um die Sitzecken gruppiert waren. Dort standen sie, die Teens der Stadt. Lachten. Lagen sich in den Armen. Saßen auf Stufen nebeneinander wie Schulkinder, beobachteten andere und kicherten. Oder sie standen lässig da, taten erwachsen, als ginge sie das ganze Treiben hier nichts an. Rauchten. Schwenkten Bierflaschen. Die Jungs blickten mit desinteressierter Miene auf die anderen herab. Die Mädchen waren stark geschminkt, um ihre Minderjährigkeit zu übertünchen und ihren Gesichtern die Reife zu geben, die sie nicht besaßen.

Die Musik war laut. Gerade lief »Venus« von Shocking Blue. Ich sang den Refrain leise mit, »*I'm your Venus, I'm your fire, at your desire*«, und beobachtete die tanzenden Mädchen, die ihre Arme im flackernden Licht zur Decke streckten.

Wir gingen an die Theke, und der Barmann, die älteste Person im Raum und offensichtlich der Besitzer des Tanzlokals, hob den Kopf und legte seine brennende Zigarette im Aschenbecher ab.

»Die Damen«, begrüßte er uns grinsend. »Was darf es sein?« Sein Blick wechselte von einer zur anderen. Er schnappte sich ein Handtuch und begann, Gläser zu polieren. Eine Übersprungshandlung.

Ob er den Braten riecht?

»Ach, irgendwas Starkes«, sagte Lilli mit kieksender Stimme und sah ihn mit ihrem unschuldigen Schulmädchengesicht an. Sie war kaum geschminkt, die Haare brav gescheitelt, nur die Lippen glänzten silbern. Sie wirkte wie ein junges Gör, das hungrig nach Abenteuern war.

»Bist du denn schon alt genug für Hochprozentiges?«, fragte er, senkte den Kopf und sah sie streng an.

»Dann eine Fanta«, meinte sie schnell, öffnete ihre Handtasche, klappte einen kleinen Spiegel auf und zog sich sorgfältig die Lippen nach.

Er sah uns skeptisch an. »Und für Sie?«, fragte er und taxierte mich. Mich siezte er weiterhin. Die erste Freundlichkeit war verschwunden, sein Blick hatte etwas Grollendes bekommen.

»Ich geh mal auf die Toilette«, meinte Lilli lapidar, stand auf, schulterte ihre Handtasche. »Bis gleich«, raunte sie mir im Vorbeigehen zu, ließ ihren Blick über die ahnungslosen feiernden Menschen schweben und folgte dem kleinen Schild mit der goldenen Aufschrift »Toiletten«, das über dem Durchgang klebte. Wir waren ein eingespieltes Team.

Ich trat einen Schritt näher an die Theke. Hob dem Barkeeper meine Dienstmarke entgegen. Er starrte darauf, hörte auf zu polieren, zerknüllte das Geschirrtuch und warf es zur anderen Seite der Theke, wo eine blonde Thekenkraft irritiert zu ihm herübersah.

»Specht. Sittenpolizei. Schalten Sie die Musik aus und das Licht an. Dies ist eine Überprüfung zur Einhaltung des Jugendschutzgesetzes.«

»Ernsthaft?«, fragte er.

Ich sah ihm direkt in die Augen. »Sehe ich aus, als ob ich Scherze mache?«

Er zögerte einen Moment und schien unsicher, ob das Ganze

nicht doch ein Witz war. Ich hielt ihm weiterhin meine Dienstmarke entgegen und schaute ihn scharf an. Er sah zum Durchgang und bemerkte die beiden Kollegen in Uniform, die jetzt erschienen und den Ausgang blockierten.

»Wir warten«, sagte ich, griff in meine Handtasche und holte das Gesetzbuch hervor. Er schielte darauf. »Das kennen Sie sicherlich auswendig«, meinte ich.

Er schlug mit der flachen Hand einmal auf den Tresen und rief seiner Kollegin zu: »Lola, stell die Musik aus und mach das Licht an!«

Sie sah mit einem fragenden Gesichtsausdruck zu ihm herüber, eine Flasche Mariacron in der Hand und eine brennende Kippe im Mundwinkel.

»Mach schon!«, rief er ihr verärgert über die Musik zu. Er wusste, dass ein saftiges Bußgeld auf ihn warten würde.

Sekunden später ging schlagartig das Licht an, und die Musik verstummte. Ein Aufschrei ging durch die Menge. Das helle Arbeitslicht offenbarte die Hässlichkeit des Schuppens. Der Schutz der Dunkelheit war verschwunden. Ein paar Jungs verstanden sofort, was passierte, und versuchten, sich an den uniformierten Kollegen vorbeizumogeln. Zwecklos.

»Ausweiskontrolle!«, riefen die Polizisten.

Ein mürrisches Raunen ging durch den Raum. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, wie zwei Mädchen sich hinter der Bar duckten und durch eine Hintertür verschwanden. Ein Mädchen rief: »Lassen Sie mich durch, fassen Sie mich nicht an!«

Ich lehnte mit dem Rücken an der Bar, die Ellbogen aufgestützt, und beobachtete die Menge der jungen Menschen. Mittlerweile konnte ich gut erkennen, wer von denen nachher in der Minna saß und wer nicht. Ich erkannte die Zeichen von Nervosität, sah das Getuschel, den verzweifelten Versuch, aus der Nummer schadfrei herauszukommen.

»Ihren Ausweis bitte«, sagte der eine Polizist. Er hieß Fred Stein.

»Ich zeige Ihnen meinen Ausweis nicht«, patzte eine junge Blondine ihn an und umarmte sich dabei selbst in ihrem dünnen

kurzen Kleid. Sie fror jetzt schon, und wir waren noch nicht mal draußen. Die Türen des Tanzlokals standen auf, und eisige Winterluft zog herein.

»Kein Problem. Sie kommen mit auf die Wache. Dort nehmen wir Ihre Personalien auf.«

Blondie klappte den Mund auf und zu und sah zu ihrer Freundin, die den Kopf schüttelte.

Stein dirigierte Blondie zur Seite. »Die Nächste. Ausweiskontrolle!«, rief er.

Lilli erschien mit zwei Mädchen von der Toilette. »Netter Versuch, Mädels«, sagte sie zu ihnen. »Sechzehn!«, rief sie mir zu und ging vor die Tür, wo der Bus bereitstand.

»Fräulein Specht?«, rief Fred Stein mich zu sich.

Ich löste mich von der Bar, und erst jetzt erkannte die Meute, wer da an der Bar gestanden hatte. Eine Polizistin. Zeit für meinen Auftritt. Den konnte ich mittlerweile im Schlaf.

Ein Raunen ging durch den Raum. »Wer ist das?«, wisperte jemand. »Ist die auch ein Bulle?« – »Eine Frau? Bestimmt nicht.« – »Die ist doch vom Jungdamt.«

»Schämt euch!«, rief eine junge Männerstimme mir zu.

»Warum macht ihr das? Ihr wart auch mal jung!«, krakeelte ein junges Mädchen.

»Jetzt beruhigen wir uns mal!«, rief ich laut. »Ich sage euch, wie der Abend endet. Wer unter achtzehn Jahren ist, kommt mit auf die Wache und wird den Eltern zugeführt. Warum? Wer unter achtzehn Jahren alt ist, darf nach zweiundzwanzig Uhr nur in Begleitung eines Erwachsenen unterwegs sein. Und bevor die Frage kommt, wo das steht: Im Gesetzbuch steht's. Hier.« Ich hielt das aufgeklappte Buch hoch. »Wer von euch noch fähig ist zu lesen, kann das Jugendschutzgesetz gerne bei mir einsehen.«

»Bei dir würde ich noch mehr einsehen!«, rief ein junger Mann aus der Deckung der hinteren Reihe und erntete einen Lacher.

»Ein frommer Wunsch. Aber ich stehe nicht auf junges Gemüse.«

»Probier's doch mal aus!«, rief er zurück.

»Ihren Ausweis werde ich mir ganz genau ansehen«, meinte ich, erhob mahnend einen Zeigefinger, und nun bekam ich meinen Lacher.

»Ihr schützt uns gar nicht, ihr macht uns nur Ärger!«, rief einer mit heiserer Stimme. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Ich bin die Sittenpolizei!«, rief ich zurück. »Und wer sind Sie?«

Ein Raunen ging durch den Raum. Fred Stein neben mir reichte mir einen Ausweis.

»Was meinen Sie?«, fragte er und deutete auf ein junges Ding, das mich mit mürrischem Blick ansah.

Ich blätterte den Ausweis auf. Sah mir das schwarz-weiße Passfoto an. Ausgestellt auf den Namen Michaela Ellerbeck. Neunzehn Jahre alt. Ich betrachtete die Stempel. Eigentlich sah alles korrekt aus, aber etwas stimmte nicht mit dem Papier. Ich rieb es zwischen den Fingern.

»Nehmen wir mit aufs Revier. Vermutlich eine Fälschung«, entgegnete ich.

Stein steckte den Ausweis in einen Umschlag der Polizei.

»Ist konfisziert«, sagte ich zu ihr. »Sie fahren mit zur Überprüfung aufs Revier, gehen Sie vor die Tür zu den Kollegen.«

»Aber ich bin schon neunzehn und habe einen Ausweis. Was soll das?«, rief sie aufgebracht und schaute zu ihrer Freundin, die sie ängstlich ansah.

Michaela Ellerbeck wirkte lolitahaft, wie sie ihren Rücken durchdrückte und den Kopf verdrehte. Posen, die sie reizend aussehen lassen sollten. Kokett. Reif. Verspielt. Sie war kleiner als ich, trotz hoher Schuhe. Hatte langes braunes Haar, das sie in Wellen trug. Sie hatte etwas Apartes und zugleich Kindliches an sich.

Fred führte sie und ihre Freundin unter Protest nach draußen. Ich sah ihr hinterher, wie sie auf ihren weißen Schuhen mit dem Keilabsatz widerwillig folgte, in ihrem Goldlamékleid, ein Mini-kleid, das nicht billig war. Das war nicht von C&A, sondern teure Boutiqueware. Düsseldorfer Schick. Mittlerweile hatte ich einen Blick dafür entwickelt.

Ich ging vor die Tür, die Hände in den Manteltaschen, denn es waren wieder Temperaturen um den Gefrierpunkt. Vor dem Etablissement hatte sich eine kleine Horde junger Leute versammelt, die denen, die in die Minna einstiegen, zuriefen: »Lasst euch nicht unterkriegen!«

Lilli verfrachtete die zwei Mädchen, die sie auf der Toilette aufgegriffen hatte, in den Wagen. »Je länger ihr euch wehrt, umso länger dauert die ganze Überprüfung.«

»Bitte lassen Sie uns gehen, wir waren doch schon auf dem Nachhauseweg«, bettelten sie.

»Wer's glaubt, wird selig. Und mein Vater ist der liebe Gott«, entgegnete Lilli. »Rein mit euch.« Während sie sprach, kamen Atemwolken aus ihrem Mund. »Verdammt kalt«, murmelte sie und nickte mir zu.

Ich stieg in die Minna ein und gab dem Fahrer ein Zeichen. Er startete den Motor. Drehte die Heizung auf. Wir ließen die aufgegriffenen Jugendlichen immer erst im kalten Wagen warten. Eine Viertelstunde. Die Kälte zermürbte sie, und wenn die Heizung endlich anging, waren sie stets auf merkwürdige Weise erleichtert, dass wir zur Wache fahren, der Abend bald ein Ende fand und sie nach Hause durften. Ich sah mich um.

»Wir fahren zur Wache, dort werden Ihre Personalien überprüft. Ihre Eltern werden über den Vorfall in Kenntnis gesetzt.«

Ich blickte in die Gesichter der jungen Mädchen, denen die Enttäuschung und die Angst ins Gesicht geschrieben standen. Mit ihren roten Nasen drängten sie sich wie junge Enten aneinander und wärmten sich gegenseitig. Michaela saß direkt hinter mir, neben ihrer Freundin von eben. Aufrecht, den Kopf hoch oben tragend, und tat, als friere sie nicht. Sie hatte etwas Widerspenstiges und Bockiges an sich und sah mich mit einem spöttischen Blick an.

»Warten Sie nur, mein Vater ist gut bekannt mit dem Polizeidirektor. Sie werden sich noch wundern«, sagte sie und strich sich ihre Haare aus dem Gesicht.

Im Gegenteil. Du wirst dich wundern, Schätzchen, wenn wir herausfinden, dass dein Ausweis gefälscht ist.

»Fahren wir los«, sagte ich zu dem Fahrer, und er fuhr an, während draußen die Meute aus Protest pfiif und johlte.

Eine Stunde später war Michaela Ellerbeck als Einzige übrig und saß im Befragungszimmer. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich während der ganzen Zeit nicht verändert und blieb die stoische Fassade eines bockigen Kindes. Die anderen Mädchen waren längst abgefertigt und nach Hause eskortiert worden. Zu den Eltern zurückgebracht.

Lilli und ich setzten uns zu ihr. Ich legte ihr den Ausweis auf den Tisch.

»Fräulein Ellerbeck, woher haben Sie diesen Ausweis?«, fragte ich.

»Na, vom Amt«, erwiderte sie.

»Leider nein. Der ist nicht vom Amt.«

»Nicht?«

Sie stellte sich doof. Aber das würde sie nicht weit bringen.

»Wie viel haben Sie dafür bezahlt?«

»Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Da kann ich helfen. Sie sind ziemlich sicher minderjährig und waren mit einem gefälschten Ausweis ohne Begleitung eines Erwachsenen nach zweiundzwanzig Uhr in einem Tanzlokal, was gegen das Jugendschutzgesetz verstößt. Darüber müssen wir Ihre Eltern unterrichten.«

»Meine Eltern? Tun Sie das doch!«, rief sie. »Aber lassen Sie mich damit in Ruhe.«

»Damit nicht genug. Das ist Urkundenfälschung. Sie haben sich eine billige Fälschung andrehen lassen. Was haben Sie dafür bezahlt? Und wo haben den Ausweis her?«

Michaela verschränkte die Arme vor der Brust und zog ein mürrisches Gesicht. Da war nichts herauszuholen. Sie würde es mir nicht verraten.

»Nun, dann führen wir das Gespräch an der Stelle mit Ihren Eltern fort«, erklärte ich.

Michaela Ellerbeck sah auf ihre schmale Armbanduhr, die teuer aussah. »Wenn Sie Glück haben, sind die zu Hause«, sagte

sie in besserwisserischem Tonfall und stand abrupt auf. »Gehen wir?«, fragte sie fordernd. »Ich bin müde und möchte jetzt gehen.«

Mit dir werden wir noch Spaß haben, Schätzchen.

Ich fuhr mit einem Polizisten und der minderjährigen Michaela Ellerbeck zu ihrem Elternhaus. Sie und ihre Eltern wohnten im Norden, im Stadtteil Rath, nicht gerade das Villenviertel, wo Häuser mit herrschaftlichen, verwinkelten Fassaden im Laterenlicht groß und mächtig wirkten. Aber zwischen den einfacheren Wohnhäusern entlang der Reichswaldallee blitzten doch ein paar Gründerzeitvillen auf, mit dichten Hecken, auf denen der Schnee aufgetürmt lag, mit schmiedeeisernen schwarzen Gattern an beleuchteten Auffahrten, wo in großen Fenstern Lampen mit weißen Stoffschirmen standen und ein warmes Licht verbreiteten. In einem dieser Schmuckstücke lebten die Ellerbecks. Wir parkten den Dienstkäfer auf dem Gehweg, in einer Schneelücke. Niemand wusste in diesem Winter, wo er die überall zu Bergen aufgetürmten Schneemassen lassen sollte.

Wir hatten Glück. Michaelas Vater, Theo Ellerbeck, war in der Tat zu Hause. Er reagierte auf die Türklingel und sprach mit uns über die Gegensprechanlage. »Kommen Sie bitte herein«, bat er höflich.

Das Tor öffnete sich mit einem mechanischen Klicken. Michaela schritt voraus. Behäbig und widerwillig, als führten wir sie in einen Kerker. Schneeflocken rieselten vom Himmel und blieben auf der freigeschaufelten Auffahrt der Garage liegen. Theo Ellerbeck stand im hellen Licht des Hauseingangs und sah aus wie ein englischer Lord, in seiner grauen Stoffhose, dem Hemd, der Krawatte und der wollenen Strickjacke. Sein Gesicht war freundlich. Er lächelte Michaela an, die sich grußlos an ihm vorbeisob.

»Was ist passiert?«, fragte er mich.

Ich erklärte es ihm. Als ich den gefälschten Ausweis erwähnte, hob er eine Augenbraue und sah an mir vorbei, als lauerten Reporter zwischen den dunklen Tannen im Vorgarten.

»Bitte kommen Sie doch kurz herein«, sagte er und machte eine knappe einladende Geste.

Ich trat meine Schuhe an dem Fußabtreter ab und folgte ihm. Mein Kollege tat es mir gleich. Theo Ellerbeck führte uns in das angrenzende Wohnzimmer. Hier drin war es wohlig warm. Es roch nach Tabak und Holz. Mein erster Blick fiel auf den breiten Kamin, in dem ein knisterndes Feuer brannte. Funken stoben wie Glühwürmchen hervor und wurden am Kamingitter abgefangen. Auf dem Couchtisch standen ein fast leerer Cognacschwenker und eine eckige Flasche aus Kristallglas. Zudem ein Aschenbecher mit einem erkalteten Zigarillo.

»Bitte nehmen Sie doch Platz«, sagte er und deutete auf die große Sitzgruppe, auf der die gesamte Sitte Platz gefunden hätte.

»Danke, aber wir möchten Sie nicht länger als nötig aufhalten«, erwiderte ich und blieb stehen.

Michaela nahm, mit deutlichem Abstand zu ihrem Vater, auf dem Sofa Platz, schlug die Beine fest übereinander und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Etwas wenig Stoff bei den Temperaturen«, meinte er zu ihr und deutete auf das Goldlamé-Kleid.

»Mir gefällt's«, murkte sie.

»Dass es schön ist, bezweifelt niemand«, entgegnete er. »Warst du allein dort?«, fragte er.

»Mit Helga«, erklärte sie schnell.

Er sah zu mir. »Kann ich den Ausweis einmal sehen?«

Ich reichte ihm den konfiszierten Ausweis. Er nahm ihn und beäugte ihn genau, drehte und wendete ihn. »Ich hätte die Fälschung nicht erkannt«, sagte er und gab ihn mir zurück.

»Woran haben Sie es festgestellt?«

»Es ist das Papier«, erklärte ich.

Er gab ein wissendes »Ah« von sich und wandte sich Michaela zu. »Du hast dich zwei Jahre älter gemacht. Warum?«, fragte er in ruhigem Tonfall.

Sie wurde bockig. »Warum wohl?«, antwortete sie.

»Du bist siebzehn, in einem halben Jahr bereits achtzehn.

Dann kannst du nach zweiundzwanzig Uhr ausgehen. Diese Sache hier wirft dich zurück. Wo hast du den her?»

Ich war erstaunt, wie gelassen er war. Er schrie sein Kind nicht an, und ich spürte auch keinen unterschwelligem Groll, der sich entladen würde, kaum dass wir zur Tür hinaus wären. Das hatten Lilli und ich schon oft erlebt. Mir taten die Jugendlichen leid, die nicht nur eine Standpauke zu erwarten hatten. Wir sahen oft Eltern, die in Morgenröcken mit müden Gesichtern um Fassung rangen, ihre Sprösslinge argwöhnisch ansahen, »Ich bin so enttäuscht von dir« zischten und uns mit drohenden Handbewegungen versicherten, dass dies ein Nachspiel haben würde. Aber hier war es anders.

Theo Ellerbeck faltete seine Hände zusammen. »Fräulein Specht, eigentlich weiß meine Tochter, wie die Rechtslage ist, und ich kenne ein solches Verhalten nicht von ihr. Ich bin daher erstaunt und würde das gerne morgen mit ihr besprechen. Unter vier Augen, wenn Sie erlauben. Jetzt, kurz vor Mitternacht, bringt das nichts mehr.«

»Natürlich«, versicherte ich ihm.

»Zu dem gefälschten Ausweis. Dieser Sache möchte ich nachgehen. Dazu werde ich morgen meinen Anwalt kontaktieren und mich dann auf dem Präsidium melden. Dass hier ein Vergehen vorliegt, ist ohne Zweifel. Es tut mir leid, dass Sie hierherfahren mussten, und ich danke Ihnen, dass Sie Michaela sicher nach Hause gebracht haben. Ich begleite Sie zur Tür.«

Er stand auf. Damit war das Gespräch beendet. Er war ein vollkommener Gentleman.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich zu Michaela, und sie sah mich von unten an, ihr Blick eine merkwürdige Mischung aus Interesse und Ablehnung.

Da kommt noch was. Da ist noch nicht aller Tage Abend.